

Die literarische Cholera des Krieges.

Im „März“ schreibt Felix Danger: Unausbleiblich für die Zeit nach dem Krieg ist eine Hochflut von literarischen Neuerfindungen. Jene, welche schon vorher literarisch produziert, sind, soweit sie nicht im Felde stehen, augenblicklich nicht unätzig und werden dann mit ihren Worten herauskommen, außerdem wird aber jeder, der nur halbwegs vernünftige Gedanken schriftlich auf Papier zu fixieren, sich berufen fühlen, von seinen Kriegserlebnissen zu berichten, was ja zum Teil schon jetzt in Feldpostbriefen geschieht. Die Verleger und Buchhändler können sich freuen. Aber diese zu erwartende Ueberproduktion an Kriegsliteratur ist eine Gefahr und zwar sowohl für die Kunst als auch für das laufende Publikum und nicht zu mindert für den der Nachwelt bleibenden Eindruck unserer Zeit, ihrer Ziele und Bestrebungen.

Wie war das doch zu Kriegsbeginn? Eine Million Kriegsgedichte wurden verfaßt. Es war zu entschuldigen, man war im Taumel der Mobilisierungstage und der ersten Siege. Nicht die schlechtesten Verse kamen aus dem Volke und keineswegs die besten von den Dichtern, deren Namen Klang haben. Wer lächerlich war es, wenn junge Mädchen in den bereitwillig geöffneten Spalten von Tagesblättern und Zeitschriften, jubelten: nun ist er da, der Krieg, den wir so lange ersehnt, wir werden hinausziehen... und so weiter. Es wurde einem in der Hand beim Lesen solcher Verse, auch wenn man zufällig nichts von den siebzehnhundert Jahren der betreffenden Dame wußte. Wenn man aber alte Schöpfe dem Krieg als solchen zujubeln hörte, nur um der zwanzig Mark willen, die für optimistische Gedichte gezahlt wurden, so konnte man Tobjuchtsfälle vor Mut bekommen. Als ob Krieg nicht hieße: Blut vergießen, Menschen töten und verstümmeln, Abschiedsweh und Vernichtung von Existenzen, Untergang von Familien, Verstörung von Lebensglück, Sorge und Qual. Als ob das dumme Mädel, dessen Leben sorgsam behütet, von Papa und Mama, und eng begirt von Bour und Tennispartei, Kaffeeklatsch und Tanztranchen, geruhig dahinschlief, sich nicht hinter Mammas Schürze versteckt hätte, wenn der Krieg lebhaftig ihn begehrt wäre, den es so jubelnd begrüßt hat. Als ob der alte Schöpf nicht das Jittern bekommen hätte beim ersten Kanonenschuß.

Das aber ist das Charakteristische für unsere Zeit, jeder muß reden, Stellung nehmen, eine Meinung haben. Da aber dem Meinungshaben heute... enge Grenzen gezogen sind bzw. das Meinungshaben nur in einer bestimmten Richtung sich bewegen darf... (und da das Schweigen so schwer ist), so erscharrt die Gasse, die zu Anfang des Krieges aus achtenswerten Impulsen geboren war, zur Unnatur, zur Schablone. Und diese Schablone wird nun mißbraucht von allen Schreibenden und allen Zeitungen. Alle wollen sie leben und alle wollen sie Geld verdienen. Unsichtbar doch gefühlt steht auf jeder Zeitung: lauf mein Blatt, lieber Leser. Zu diesem Zweck muß dem Leser das Gabelt gekragt werden, man kommt ihm entgegen, indem man ihm Angenehmes und Leichtverdauliches vorsetzt, und man engagiert Strobl und Konjorten und läßt von ihnen eine Himbeersauce über Krieg und Kriegsgeschrei, Tod und Sterben, Jammer und Elend fabrizieren. Wie schön ist der Krieg durch ihre Brillen gesehen, laßt mich hinaus in diesen gemüthlichen Krieg. Wie spähig ist da ein Gesecht, wie amüßant eine Schlacht, wie komfortabel das Kompierten in den Schützengraben, wie angenehm ist es, verwundet zu werden oder gar zu sterben. Vorhang fällt und die Toten stehen wieder auf, verneigen sich für den Applaus... Was ich jetzt gesagt habe, ist mein ehrlicher Eindruck von der Lektüre von ungefähr hundert solcher Kriegsnovellen und Feuilletons, und wenn in hundert Zeitungsblättern dasselbe steht, noch dazu von „Dichtern“ unterschrieben, so wird es wohl wahr sein. Die Nachwelt wird unbedingt daran glauben, und das simple Gemüt tut es schon heute. Was ist diesen Schmierern dieser Krieg: ein Mittel, um Geld zu verdienen und weiter nichts, und die Zeitungen züchten diese Kitzelproduktion, indem sie sie drucken. Ich verstehe schon gefährde Zeitungsberichte über schwere verlustreiche Kämpfe unter dem Gesichtswinkel der Waffenpsychologie und -suggestion, und ich finde sie voll berechtigt, aber die kitzeligen Gedichte, Feuilletons und Novellen, von den künftigen Romanen zu schweigen, finde ich verwerflich. Wenn eine Million Gedichte, Novellen, Feuilletons gedruckt werden, die alle auf dieselbe Tonart gestimmt sind, so heißt das den Kitzel als Kunstprinzip auszuüben, ihn als Kunstform und Kunstmittel kanonisieren, denn 90% Proz. der genannten Zahl sind platte Nachahmung, und die ewige Wiederkehr gleicher Erscheinungen „unter

dem Strich“, der für viele Leute das Gebiet der Kunst begrenzt, bestimmt für sie auch den Begriff der Kunst „über den Krieg“. Aber wir leben doch um des Himmels willen nicht bloß für heute, es werden doch noch Zeiten kommen, denen die Kunst wieder mehr als Herzog liegen wird als der uneren, und in deren Interesse sollen Warnungstafeln ausgehängt werden: genug mit dem Kitzel! Vom Kitzel sprechen die Berichte der obersten Heeresleitung. Sie sind einfach vollendet, sie sagen dem Klugen alles und orientieren den Dummen, während jene Kritikers bloß darauf ausgehen, den Dummen zu belügen. Sie sind der festumrissene Schlachtenbericht, dessen klassische Ausprägung der Schrei des marathonschen Läufers auf dem Maratplatz zu Athen ist. Das Kunstwerk vom Krieg zu schaffen, überlasse man den Künstlern. Und hier muß strenge geübt werden. Das echte Kunstwerk ist immer ein Provier der Welt. Ton, Wort, Pinselstrich sie sollen ganze Komplexe von Erinnerungen wecken, Erlebtes zum Bewußtsein bringen und Erleben lehren. Das Kunstwerk entzieht aus dem Leben und wirkt auf diese Weise auf das Leben. Immer hat der echte Künstler nach der Erkenntnis des Urphänomens gerungen, den Typus zu fassen gesucht. Goethe. (Die Entwicklung dieses Gedankens führt die Möglichkeit, daß zwei Künstler der Idee nach vollständig gleiche Werke schaffen, die die Form bloß voneinander unterscheiden.) So werden die gewaltigen fühlenden Linien der Vogelebenheiten zutage treten, befreit vom verhängenden Ballast des Ueberflüssigen. Die Gesetze der Kunst gleichen vollendenden Glockenklängen. Manche Deuten wird schwebeln vor ihren großen Schwingungen, sie ziehen das Hierliche dem Gewaltigen vor, Plakut dem Marmor vor. Sie sagen „hübsch“ lieber als „schön“. „Schön“ läßt sich erschüttert begreifen, nicht kollegial detailliert wie „hübsch“. Hübsch und Kitzel ist aber in dem gegebenen Falle identisch. Hier darf man dem Publikum nicht entgegenkommen oder gar nachlaufen und die Kitzelproduktion unterstützen, denn der Krieg ist keine Gaude, sondern eine höchst ernste Sache, und als dieß muß er mit jedem Wort über ihn hingestellt werden, will man die ständige Wandlung durch ihn bewirkt sehen, von der so viel gefaselt wird. Der Künstler wird bloß in großen Wintern die Schrecken des Krieges darzustellen vermögen, denn hübsch, wahrhaftig hübsch ist der Krieg nicht. Der Kritiker stellt ihn hin als einen Zustand, der erst so recht die Kultur eines Volkes zur Geltung bringt, als ein an sich existenzberechtigtes Ereignis, als Gese. Dann, bitte, könnte man ja den ewigen Krieg proklamieren, die Militärleerentanten werden sicherlich nicht nein sagen. Ich aber glaube, daß jeder Krieg an sich ein Verbrechen an der Menschheit ist und daß die Größe der Sittlichkeit eines Volkes sich nur darin zeigt, wie intensiv es trachtet, den Krieg zu vermeiden beziehungsweise durch ihn hindurch zum Frieden zu gelangen.

Die Idee der brüderlichen Vereintheit im Kampfe um Menschlichkeit und Kultur wird genügen, Oesterreichs und Deutschlands Kampf zur heroischen Tat zu stampeln. Raht deshalb nur getraut die Künstler von der Furchtbarkeit des Krieges sprechen, und je furchtbarer ihr Bild sein wird, desto größer werden Deutschland und Oesterreich bestehen, denn sie kämpfen ja für den Frieden. Aber gibt es eine solche Solidarität des Publikums, der Verleger und der Redakteure, die Schmierer auszuschalten und den Krieg auch literarisch zur heiligen Sache zu machen? Gibt es gegen diese literarische Cholera keinen Schutz, so dürfen wir dem Nachher mit Grausen entgegensehen.

Ein Tagebuch der Sonne.

Die mittlere Temperatur eines Tages hängt im allgemeinen von der Höhe ab, die von der Sonne mittags erstrahlen wird, d. h. von der Größe des sogenannten Tagebogens, den sie über dem Horizont beschreift. Im besonderen wirken aber noch zahlreiche andere Ursachen bei der Entstehung der Tagestemperatur mit, und ihr Spiel ist oft ein so verwickeltes, daß es schwer aufzudecken ist. Es kann daher das Thermometer an zwei Tagen, an denen die Sonne an sich ganz dieselbe Wärmestrahlung spendet, doch recht verschiedene Weisungen geben. Unter den Ursachen solcher Verschiedenheiten gibt es aber eine, die auch dem Laien unmittelbar einleuchtet. Es kommt für die Gestaltung des Wetters offenbar sehr darauf an, ob die Sonne frei herabstrahlen kann oder ob ihr Gesicht hinter Wolken verdeckt ist. Denn Wolken dämpfen ja die Strahlung, lassen die Luft kühler werden und veranlassen jene Trübung, die bei längerer Dauer so bedrückend auf unsere Stimmung einwirkt.

Auch der Wetterkundige wird auf den Wechsel von trüber Witterung und Sonnenschein achten müssen. Für ihn ist es durchaus wichtig zu wissen, wann und wie lange die Sonne an den einzelnen Tagen eines Jahres vom klaren Himmel herabgeblid hat, und wie

viel sonnenlose Stunden die Wolken gebracht haben. Denn mit Interesse wird er genauer verfolgen, wie weit Zeiten reicher Wolkenbildung zugleich solche gewesen sind, an denen die Temperatur verhältnismäßig niedrig war.

Die betreffende Arbeit scheint überaus einfach zu sein. Denn während zur Bemessung der Temperatur, des Luftdrucks, der Feuchtigkeit Thermos-, Baro- und Hygrometer nötig sind, bedarf die Untersuchung, ob die Sonne scheint oder nicht, keiner Apparate und keiner Schulung. Selbst ein Kind könnte für irgendeinen Tag mit Hilfe einer Uhr alle nötigen Aufzeichnungen über die Beschichte des Sonnenscheins machen.

Aber diese Beschäftigung würde die Arbeitskraft eines Menschen doch allzusehr und vielleicht vollständig in Anspruch nehmen. Es ist daher der Wunsch nach einer selbsttätig aufzeichnenden Vorrichtung berechtigt, und somit wird auch hier ein besonderer Apparat notwendig.

Das ist der „Sonnenscheinautograph“, bei dem die Sonne gewissermaßen ihr Tagebuch schreibt. Freilich nicht in Bezug auf alles, was sie geleistet und geschaffen hat. Aber sie macht doch gewissenhafte Eintragungen darüber, ob sie irgendeinen Fleck der Erde zu der und der Stunde mit offenem Gesicht angeschaut oder ob sie einen Schleiher vorgebunden hatte.

Die ältesten Sonnenscheinautographen bedienten sich eines Brennglases zur Sammlung der Strahlen, und es ist nicht schwer, sich eine solche Einrichtung vorzustellen. Lassen wir Sonnenlicht durch eine konvexe Linse fallen, so entsteht in gehöriger Entfernung, nämlich im Brennpunkt, ein sehr heller und heißer Fleck. Fängt man diesen auf einem Stück Papier auf, so sammeln sich dort die Strahlen, und wenn das Papier lichtempfindlich, also „photographisch“ ist, so entsteht ein dunkler Punkt an der belichteten Stelle. Wandert nun die Sonne auf ihrer scheinbaren Bahn weiter, so muß sich ihre Strahlung auf das Glas natürlich drehen, und sie fällt dann schräger hindurch. Infolgedessen wird auch der Lichtpunkt bei Sonnenschein wandern, und es muß also ein Vogen auf dem Papier aufgezeichnet werden; vorausgesetzt natürlich, daß ein genügend großer Streifen angeordnet und die Vorrichtung festgestellt ist. Diese Linie ist aber schon ein einfaches Sonnenscheinautogramm. Denn es zeigt, daß die Sonne während eines bestimmten Vogens, den sie am Himmel durchlaufen hat, nicht hinter Wolken verborgen gewesen ist. Und wenn sie auch nur vorübergehend verdeckt worden wäre, so würde dies genau abgebildet worden sein.

Unsere Vorrichtung zeigt jedoch einen verhängnisvollen Mangel. Denn es ist klar, daß die Sonne schon nach einigen Stunden so schräg auf das Brennglas fallen muß, daß keine geordnete Lichtsammlung mehr stattfinden kann, selbst wenn man den empfangenden Streifen noch so weit herumführt. Man sah sich daher genötigt, kunstvolle Uhrwerke anzubringen, die das Brennglas der scheinbaren Bewegung der Sonne folgen ließen. Nun konnten allerdings sichere Aufzeichnungen auf einem photographischen Papierstreifen erfolgen, der hinter dem Glase fest angeordnet und bogenförmig gekrümmt war, wenn auch das Uhrwerk recht umständlich war.

Und ein gewaltiger Kopf hat es endlich gemacht. Er erreichte sein Ziel einfach dadurch, daß er statt der Linse eine Kugel anwendete. Diese ist ja auch als Brennglas aufzufassen, und bei der bekannten Schusterregel dient sie als solches. Denkt man sich eine konvexe Linse, wie sie als Strahlenlampe dient, auf das stärkste gewölbt, so weitet sie sich eben zu einer Kugel aus. Diese hat überdies noch den Vorzug, daß ihre Brennweite sehr kurz ist.

Die neueren Sonnenscheinautographen bestehen also in wesentlichen aus einer Glasgugel und einer dicht dahinter angeordneten Schale, in die an jedem Tag ein frischer Streifen lichtempfindlichen Papiers eingelegt wird. Diese Kugel leitet der Sonne natürlich stets daselbe Gesicht zu, und da feiner die eingelegten Streifen mit Stundenstrichen versehen sind, so zeichnen sich Sonnenschein und Sonnenbewegung einfach und sicher auf.

Es gibt auch Apparate, bei denen der Sonnenschein für den Verlauf einer ganzen Woche registriert wird. Sie sind freilich anderer Art, und es ist bei ihnen wieder ein Uhrwerk erforderlich. Aber sie arbeiten dafür selbständiger. Und zweifelslos photographische Blätter nach der Belichtung fotografisch getont und fixiert, geben dann zusammen ein interessantes Bildlein, das dem Leser genau zeigt, ob ein sonniges oder trübes Jahr hinter ihm liegt.

Die Deutsch-Engländer gegen Deutschland

In der „Frankfurter Zeitung“ lesen wir: Dem Beispiel Sir Felix Semon, des berühmten Zehnlogers, der neben vielen anderen naturalisierten Deutschen in England, wie

Die Erweckung der Maria Carmen.

16] Von Ludwig Brinkmann.

Ferner hat sich die Frage nach der besten Betriebskraft aufgedrängt. Daß bei der großen Ausdehnung des Stollens, bei einer Entfernung zwischen der Kraftzentrale und den Erzlagerstätten von wenigstens zwei Kilometern nur von elektrischem Betriebe die Rede sein kann, das hatte ja schon bei der allerersten Besprechung in Stadt Mexiko festgestanden. Aber die Frage, wie die elektrische Energie erzeugt werden sollte, war schon schwieriger zu lösen. Kohlen — das erscheint das einfachste. Aber die Tonne guten Materials kostet an unserem Minenhaus infolge des mühseligen Transportes auf Eisertrüben annähernd fünfundsiebzig Pesos. Ein untagbar teurer Betrieb, wenn auch die erste Anlage relativ wohlfeil ist.

Das Gegebene wäre hier die Wasserkraft. Der Bach in unserem Tale kann aber, wie ich bereits am Tage meiner Ankunft erkannt habe, noch nicht einmal in seinen besten Zeiten genug Energie, etwa hundertundfünfzig Pferdestärken auf zehn Stunden, hergeben, geschweige denn im Sommer, da er fast ganz versiegt. Was an Gefälle vorhanden ist, das muß für das Schlammwerk bleiben. Und in unmittelbarer Nähe der Mine gibt es sonst keine Wasserkraft.

Doch da ist der schöne rauschende Mantalalpec, der durch unseren Hochwald fließt und der, wie ich mir so oft berechnet habe, fünfstaufen Pferdestärken dauernd ohne besonders umfangreiche Staubdämme und Röhrenwerke leisten kann. Natürlich würde die Anlage viel Geld kosten, und ebenso die Ueberlandleitung nach Laviche, die in der Luftlinie annähernd fünfundsiebzig Kilometer von unserem entlegenen Waldtale entfernt ist; aber die Kilowattstunde würde uns auch im ganzen Distrikte recht anständig bezahlt werden. Als ich nun ein ungefähres Projekt machte, kam ich zu meinem Schreden an eine Summe von einer Viertelmillion Pesos heran, und ich wagte nach den letzten Erfahrungen mit Powell natürlich nicht, ihm damit näherzutreten.

Aber Stuart hat mich gebeten, doch dieses Projekt auszuarbeiten und, wenn es auch vergeblich sei, es an Powell zu senden, um es bei den Akten zu haben und ihm dereinst beweisen zu können, sollte er vergeblich sein, daß wir schon etwas geleistet hätten, wenn uns nur die Gelegenheit dazu gegeben worden wäre und er nicht stets den Daumen auf den Beutel hielt. Da sind nun drei große Pläne, die den

Reichtum des Imparcial begründet hätten und die zum mindesten in die weite Zukunft hinausgeschoben sind: die Eisenbahn Laviche-Maria Carmen, der Hochwald mit seiner Aufzucht in der ganzen Ausdehnung des Tales, und das elektrische Wasserkraftwerk mit der Ueberlandleitung nach Laviche.

Wir unterbreiteten das alles nochmals, wenn auch, wie gesagt, ohne große Hoffnung, unserem Partner Powell, der uns ruhig erwiderte, daß er diese Pläne wunderbar schön fände und gegen ihre Ausführung nichts einzuwenden hätte, wenn wir nur die Million für die drei Projekte vorstücken.

Das war natürlich bittere Ironie, und doch scheint der Mann meinen Brief nicht so ohne weiteres in den Papierkorb gesteckt zu haben. Er schrieb mir durchaus nicht allzu unliebenswürdig und stellte, was mir besonders auffiel, eine große Reihe von Fragen über die Minen des Distriktes von Laviche, die ein gewisses Verständnis und auch ein lebhaftes Interesse an unseren Zuständen befundeten.

Wasserkraft war also zunächst für unsere kleine Zentrale nicht verfügbar, und wir haben uns schließlich zum Betriebe mit einem Delmotor entschlossen. Das Petroleum ist an den Quellen des Staats Veracruz wohlfeil genug zu haben, und es ist nicht gar so teuer, es bis zur Maria Carmen zu schaffen. Ich berechnete mir, daß die Brennstoffkosten des Petroleummotors ein Drittel der des Dampfbetriebes betragen. Und mit diesem Resultate ergab sich das andere ganz von selbst.

Wir waren uns natürlich schon längst darüber klar geworden, das Silber nicht in dem von dem uralten Medina erfindenen unökonomischen Patoiprozesse gleich unseren spanischen Vorgängern zu gewinnen, sondern uns auf den Verkauf des Erzes in Daraca, wo sich ein hochmodernes Reduktionswerk befindet, zu beschränken. So bleibt nur die Aufgabe für uns, in zwei Hochwerken die Erze zu zerkleinern, sie nach Größe und Gehalt zu sieben und durch die Schüttelwerke im Bette des Baches zu schlammern. Den Rest müssen die Eise befordern, die in Säden das Erz nach dem Bahnhof von Laviche schaffen. Wenn wir nur die eigene Bahn erst hätten!

Natürlich werden auch die Hochämmer, die Siebe und die Schüttelbeden elektrisch betrieben werden.

Als nun der Umfang des Betriebes in diesen bescheiden Dimensionen festgelegt war, konnten endlich meine architektonischen Arbeiten beginnen, und es trat eine doppelte Aufgabe an mich heran: einmal sollten die vorhandenen Bauten des Minenhauses möglichst unberührt erhalten bleiben, um mit dem geringsten Aufwande von Arbeit aus dem Alten das Neue entstehen zu lassen, und andererseits wollte ich das ganze Gebäude mit dem vorhandenen Materiale von Steinen aus-

führen, das durch die Niederlegung von altem Mauerwerke gewonnen wird, so daß nur Mörtel zu kaufen und vor allen Dingen herzutransportieren ist. Das machte die Aufgabe besonders verzwickelt, aber auch interessant.

Natürlich habe ich eine ganze Reihe von elektrotechnischen Firmen zu Angeboten für die verschiedenen nötigen Maschinen aufgefordert, um mir ein Bild von dem Kostenaufwand machen und die Dimensionen für die Fundamente festlegen zu können. An die Bestellungen werden wir indessen erst herantreten, wenn die Bauten beendet sind.

Die Arbeit des Niederreißen hat viel Staub gemacht und unser schönes Minenhaus in seinen interessantesten, ruinenhaften Teilen zerstört, aber das Neue hat zu werden angefangen und verrät bereits in seinen Fundamenten die endliche Form des Ganzen.

Ich habe schwere Wochen hinter mir und meine Aufzeichnungen sind liegen geblieben; so mußte ich mich kurz fassen.

Während die Bauleute draußen Stein auf Stein zusammenlegen oder auf dem Hofe ihren Mörtel mengen — in derselben weiten Pfanne, in der unsere Vorgänger zuletzt vor sechzig Jahren ihre gerösteten Silbererze mit Quecksilber mischten und durch das Efelgesspann, das sich rings im Kreise drehte, zusammenrühren ließen —, sitze ich in der Küche meines Zimmers und lese. Selbst an Korrespondenz ist zurzeit kaum etwas zu leisten; wir alle arbeiten ruhig weiter; die Gebäude wachsen nun beinahe von selbst; Stuart wühlt sich nach wie vor unbedrossen in den Berg ein, und Ward notiert sich die ausgegebenen Gelder, behütet Geldschrank und Küche und murret, wie trotz der Bescheidenheit unserer Ansprüche doch der unerfättliche Berg ein Tausend Pesos nach dem anderen verschlingt. Und er hat recht; das rasche Dahinschwinden unseres Kapitals kann auch u n s mit Sorgen erfüllen, waren doch nach Ankauf unserer Vertinencias von dem verfügbaren Gelde nur wenig mehr als fünfzigtausend Pesos übrig geblieben.

Doch ich lese; ich habe mir schon damals, als ich noch in unserem Bade wirkte, Bücher aus Europa kommen lassen; sie sind nun endlich eingetroffen. Es ist nicht viel, etwa ein Duzend Bände; die müssen nun wieder für ein halbes Jahr vorhalten. Trotzdem gehe ich gar unökonomisch vor; ich falle mit gieriger Heißhunger über sie her und möchte alle am liebsten gleichzeitig verschlingen.

Aus welcher Entfernung blid man doch von hier aus auf das gute alte Europa! Wie lange scheint die Zeit hinter mir zu liegen, da ich mitten darin lebte, da all mein Wollen und Vorstellen sich darauf allein bezog! Werde ich es jemals

wir schon Berichteten, scharfe Stellung gegen die Methode der deutschen Kriegführung nahm, sind nun weitere naturalisierte Deutsche und zwar Universitätsprofessoren gefolgt. Die „Times“ vom 14. d. M. ist in der Lage, folgendes Schreiben zu veröffentlichen:

„Angefaßt der jüngsten Ereignisse wünschen wir öffentlich unsere feste Loyalität gegenüber unserem Väterland auszu- drücken, an das wir uns nicht bloß durch Dankbarkeit, Familien- bande und unseren feierlichen Untertaneneid, sondern auch durch die tiefe Sympathie gebunden fühlen, die der genauen Kenntnis des Lebens der Nation und ihres Charakters entspringt.“

A. G. Preul, Cambridge University, G. W. Fiedler, Oxford University, R. Frieß, London University, A. B. Schüddelkopf, Leeds University, R. Wichmann, Birmingham University.“

A. G. Preul ist Professor der Germanistik an der Cambridge- Universität, erwarb das Doktorat in Berlin und studierte in Fribingen, Strassburg und Paris. Er ist ein bekannter Schillerforscher, zu dessen Werken er verschiedene Kommentare schrieb. Hermann Georg Fiedler ist Professor der Germanistik an der Oxford-Universität. Er ist ein gebürtiger Sachse und stammt aus Jittau. Er machte seine Studien an der Leipziger Universität und kam zuerst als Lektor für deutsche Sprache an die Universität Glasgow. R. Frieß ist Professor der Germanistik an der Universität London und ein gebürtiger Reichensberger. Er absolvierte das Gymnasium in Prag und studierte an den Universitäten Leipzig, Prag, Berlin, Strassburg und Graz. Sein Spezialgebiet ist die Erforschung deutscher Handschriften. A. B. Schüddelkopf ist Germanist der Universität Leeds und erwarb den Doktorhut an der Universität Göttingen.

Wie ferner englische Blätter melden, hat der Lordmohor seine Zustimmung zu dem Empfang in England naturalisierter Deutscher gegeben. Die Deputation wird von Ernst Schiff geführt werden. Darunter werden sich auch der bekannte ungarische Maler Lajos sowie Dr. Osefheim, Mag. Deutsch und R. Wilscher befinden. Sie werden dem Lordmohor ein Memorandum überreichen, in dem sie ihren lokalen Gefühlen, die sie für England und den König von Großbritannien hegen, Ausdruck verleihen. Weiter ist, der „Zeit“ zufolge, ein von zahlreichen naturalisierten deutschen und österreichischen Untertanen verfaßtes und unterzeichnetes Memorandum am 8. d. M. im Home Secretary zur Ueberreichung an den König übergeben worden.

Soweit das Frankfurter Blatt. Diese Deutsch-Engländer spielen also eine ähnliche Rolle wie der Engländer-Deutsche G. S. Chamberlain, der in Deutschland gegen England schreibt.

Theater.

Regl. Schauspielhaus: „Ein treuer Diener seines Herrn.“ Trauerspiel von Franz Grillparzer.

Von dem eigenartigen Reize der Grillparzerischen Persönlichkeit, der in den Griedenramen in „Des Meeres und der Liebe Wellen“, in „Sappho“ und in „Rebecca“ am besten leuchtet, spürt man in diesem selten aufgeführten Mitterstück nur hier und da in einigen Szenen einen Hauch. Im übrigen herrscht der herkömmliche Apparat des Genres, der seit jeher mit Nord und Totschlag, kraffen Leidenschaft und abenteuerlichen Verwicklungen auftrumpft. Das Lärmen einer theatralisch lauten Handlung verflingt die wenigen intimen Wendungen, in denen der Poet zu Wort kommt. So fehlt die innere Anteilnahme, obwohl die Grundidee, aus der feudalen Verhältnisse, mit denen sie im Stücke austritt, herausgelöst, nicht ohne Interesse und Bedeutung ist. Was Grillparzer hier vornehmlich als Ziel, ist die verherrlichende Darstellung eines Charakters, der in einer Zeit des Faustrechts, aus Achtung vor dem Gesetz, zu dessen Hüter er bestellt war, schwerstes Unrecht ohne Gegenwehr erduldet, lieber leidet, als daß er selber in noch so gerechter Sache zum Friedensbrecher würde. Die Vassallen- treue, auf die der Titel deutet, ist nicht das Hauptmotiv, nur ein den Willen Dankens, von dieser Bahn nicht abzuweichen, bestärkendes Moment, das in der Zeitstimmung des Mitterstüms verankert, jener Gewinnung, die in ihrer abstrakten Reinheit im Rahmen des gegebenen Milieus als zu fremdartig erscheinen müßte, konkretere historische Färbung geben soll. Als ein Basall, dem sein König beim Auszuge ins Feld den Schwur abnahm, an seiner Statt das heimische Friedens- treu zu wachen, sieht Dankens sich zu solchem duldenden Verhalten auch da verbunden, wo menschliche Empörung ihn sonst mit fortgerissen hätte.

Vortrefflich ist die Szene, in der der Alte, unermüdetlich in seinem Amte tätig, den milden Bruder abweist, der ihm berichtet, daß der Königin Bruder, der herzogliche Wälfing, beim feste Dankens Gemahlin mit Anträgen verfolge, und die Aussprache der Gatten. Kraußnecht brachte die überlegene milde Würde, das hochherzige Vertrauen des ergrauten Mannes zu seinem jungen Weibe, das in freier Keigung den Ehebund geschlossen, in schlicht er- greifender Natürlichkeit heraus. Obwohl getarnt, denkt er nicht daran, nachzuforschen. Und als sie, verwirrt, voll Scham, daß sie beim heißen Verben des Verhabens des Duldes Stimme leise in ihr regte, zum Gatten flüchtet, durch ein offenes

wiedersehen? Mit jedem Tage wachse ich in diesem steinigen Boden fester, so daß ich nicht weiß, ob es mir jemals gelingen wird, mich wiederum von hier loszureißen. Und wenn ich mich doch vorstellen, daß ich zurückkehre, so fürchte ich fast, ich würde mich vor Heimweh verzehren, vor Heimweh nach dem dickwandigen Minenhause, nach dem Berge der Maria Carmen, nach dem Tale von Oaxaca.

Die schöne Zeit der Ruhe ist vorbei. Für die Dachkon- struktion ist eine Ladung eiserner Träger eingetroffen, und damit können meine mexikanischen Bauleute nichts anzufangen. Für jeden Handgriff muß ich Anweisungen geben, den ganzen Tag in glühendem Sonnenbrande dabeistehen; ich habe es jetzt wohllich schwerer als meine Handlanger. Sonst stand ich ihnen immer etwas unmanlich gegenüber; von Stuarts Herrentatur ist mir, der ich in Europas sozialistischen Ideen groß geworden, nicht viel zu eigen; es ist mir immer ein eigenes Gefühl gewesen, andere für mich arbeiten zu sehen. Des einen höhere Lebenslage wird doch allenthalben nur durch die um so bescheidenere ökonomische Stellung des anderen er- kauft. Ein gar graufames Naturgesetz; hierzulande wird es besonders deutlich; die europäischen Rassen sind seit Jahr- hundertern in dieses reiche Land eingebrochen, erst die Spanier, die mit Pulver und Blei die eingeborenen Nationen unter- warfen, und dann die Angelsachsen, die nicht durch das grobe Geschick der Gefährten und Nachfolger des großen Cortez herrschen, sondern durch die feinere, aber schließlich noch mächtigere Waffe des Kapitals; sie alle wollen aber daselbe: reich werden, indem sie die unterjochten Völker für sich arbeiten lassen.

Man darf solche Gedankengänge nicht zu fein ausspinnen, wenn man etwas in dieser Welt erreichen will. Fast ist es mir, als ob es hier nur zwei Alternativen gäbe: entweder sich über alles Moralische lähnen erheben und ein Werk zu wollen, oder das Sittengesetz zu ehren und — nichts zu erreichen. Des einen Lust ist des anderen Leid, und man genießt nur, wenn andere für uns die Mittel dazu schaffen; unmoralisch, im höchsten Grade unpittlich ist es jedoch, um eines kleinen Genusses willen großes Leid auf die anderen zu häufen. Aber tun wir das nicht alle? Für die faden Ergänzungen einer einsigen Nacht, für Dinge, die, solange sie ungenossen sind, ein Vergnügen erscheinen, hinterher uns aber mit Stumpfheit, Haß und Ekel erfüllen, vergeuden wir oft das, was ein armer Mann, ein Handarbeiter in Monaten durch bittere Mühsal

Bestandnis das Herz zu reinigen, da spendet er in väter- lichen Worten ihr warmen Trost, führt sie zu klarer Zurecht- findung nach dem arzen, innigen Anlaß, in dem der unermüdet- liche Abstand zwischen Dankens Denkart und dem laudhaftig ritterlichen Ehrbegriff sich offenbart, setzt gleich der Trubel wirrer, waffenklingender Gewaltthaten ein. Der Herzog, zugleich ein wenig als moderner von der Entrüstung der Weib- Spinn fabelnder Schürzenjäger angedeutet, ist durch die Verachtung Ernis in seiner Eitelkeit so schwer gekränkt, daß er zunächst in eine Fieberkrankheit fällt, sodann mit Hilfe seiner Schwester, der Königin, die Schöne in sein Zimmer lockt und, da sie fest bleibt, sie von seinen Kriegern ins Burgberkies schleppen lassen will. Die verfolgte Unschuld er- sucht sich, und auf den Herzog und die Königin fällt der Verdacht des Nordes.

Auf so verzwickte Voraussetzungen baut Grillparzer den Konflikt. Dankens Bruder und Sippe verlangen blutige Rache. Und er, als Mahner der Geseßlichkeit, muß nun, so hat der Dichter es er- klärt, der Schöpfer derer werden, deren Niedertracht ihn um sein Liebesbräutigam. Erst der König darf Richter in der Sache sein. Während die Meinigen die Burg, in der der Herzog sich verborgen, bestürmen, erscheint er dort, um auf geheimem Pfad die Königin und ihr Kind zu retten, und wehrt dem Mörder nicht, der ihm angst- zitternd auf der Flucht folgt. Das Schlüssbild ist eine Apotheose der Varnherzzeit. Von dem heimgekehrten Könige erbittet Dankens, selbst zuerst des Auftrags verdächtig, Verzeihung für die Rebellen. Er vergibt dem Herzoge. In der Verbannung mag er suchen, durch Sinnesänderung den ungeheuren Frevel, der ihn be- steht, zu sühnen.

Der ausgezeichneten Darstellung der Hauptperson durch Kraußnecht stand Sommerstorffs König, eine fest in sich geschlossene herrlich-kraftvolle Gestalt, ebenbürtig zur Seite. Weniger lebendig wirkte nach meinem Empfinden diesmal Fräulein Thimig, die die junge Gattin spielte. Die anderen größeren Rollen lagen in Händen des Fräulein Schönfeld und der Herren Lukas, Leffler, Ledebur. Der Weisfall blieb larg. dt.

Kleines Feuilleton.

Schmerzlose Geburten.

Seit einer Reihe von Jahren sind Chemiker und Chirurgen eifrig mit der Erfindung eines Mittels beschäftigt, das die schmerz- haften Wehen bei der Geburt beseitigen soll. Diese Versuche scheinen jetzt von Erfolg gekrönt worden zu sein. Amerikanische Fachzeit- schriften bringen spaltenlange Artikel über das neue Mittel des be- kannten französischen Chemikers Georges Paulin, dessen Erfindung ihm nunmehr nach langjährigen Versuchen angeblich geglikt ist. Es wird danach in Zukunft möglich sein, der Mutter bei dem Geburtsakt bedeutende körperliche Erleichterungen und seelische Verhütung zu verschaffen. Die Betäubungsmittel, die man bis jetzt in diesen Fällen angewandt hat, wie Chloroform, Aether und Morphium, sind insofern schädlich, als sie den Geburtsakt verlängern, indem sie zwar eine Verringerung der Schmerzen herbeiführen, aber die motorischen Nerven, durch deren Mitwirkung die Geburt zustande kommt, bewegungsunfähig zu machen. Dagegen wirkt Paulins Mittel auf die Gefäßnerven, ohne die Bewegungsnerven in ihrer Arbeit zu stören. Der französische Chemiker hat bei seinen Ver- suchen ein giftfreies Morphium angewandt, das sogenannte „Morphine désintoxiquée“. Mit diesem giftfreien Betäubungsmittel haben Paulin und sein Mitarbeiter Dr. Pierre Laurent Versuche an Tieren angestellt, die vollkommen zufriedenstellend verlaufen sind. Der bekannte Frauenarzt Professor Ribemont-Desaigne am Beaujon- Krankenhaus in Paris hat jetzt sogar eine junge Frau, die sich frei- willig dazu anbot, mit diesem neuen Morphium behandelt, und die Wirkung hat alle Erwartungen übertroffen. Während der Geburt sah die Mutter mit frohen Augen die Ärzte und die Kranken- pflegerinnen an, und sie fiel nur gelegentlich in einen leichten Halb- schlummer. Dabei lächelte sie, wie bei einem angenehmen Traum, und man konnte sie leicht wieder ins volle Bewußtsein zurückrufen. Das Gerücht von dem glücklichen Verlauf dieser Geburt verbreitete sich bald und innerhalb wenigen Wochen konnte Professor Ribemont- Desaigne nicht weniger als 112 Babies zum Leben verhelfen, ohne daß die Mütter dabei zu leiden hatten. Auch bei den Kindern ließ das Mittel keine üblen Folgen zurück.

Vielleicht wird jetzt die Geburtenziffer ein wenig steigen. Der Hauptgrund ihres Sinkens liegt ja freilich auf anderem Gebiete.

Zur Verwendung des Süßholzes.

Wegen seines angenehmen stark süßen Geschmacks ist das Süßholz vornehmlich bei Kindern als Genussmittel beliebt. Sonst findet es noch in der Medizin bei der Herstellung von lösenden Mixturen Verwendung. Auch als geschmacksverbessernder Zusatz zu schlecht- schmeckenden Arzneien wird es nicht selten hinzugesetzt. Das Süß- holz ist schon seit prähistorischen Zeiten dem Menschen bekannt und mehr als 2 1/2 Jahrtausende ist der Gebrauch dieser Droge nach-

geschaffen, verwülsten die Differenz zwischen seinem Lohne, der ihn nur am Leben erhielt, und dem tatsächlichen Werte seiner Arbeit. Solche Gedanken nahmen mir oft den Mut zur Fortarbeit, selbst zum Genusse meiner Ruhe.

Nun aber liegen die Verhältnisse anders: ich leiste etwas, was keiner von all denen, die um mich herum sind, zu leisten vermag. Ich glaube, selbst meine Arbeitsleute erkennen das an, und vielleicht sind sie ganz im Gegensatz zu dem gewöhn- lichen Handarbeiter, der Geistesarbeit für eine höhere Form von Amüsement ansieht, davon überzeugt, daß ich härter arbeite als sie selbst.

Ich fühle mich nun ganz gleich mit meinen Gesellen. Wir arbeiten hier für ein Höheres; da verschwinden alle die feinen Unterschiede. Und welches ist das höhere Prinzip? Wein und meiner Freunde Reichwerden? Das ist das Letzte, das Ungeheuerste; sicher ist nur eines: daß die Maria Carmen nach sechzigjährigem Todeschlaf erweckt werden und auf- erstehen wird; mit dem ihren wird tausendfältiges neues Leben wach; unser wüstes Tal wird sich bevölkern; die Eisen- bahnen wird dieses Land öffnen, unser Hochwald wird sich im Gebirge erheben, aus dem rauschenden Bache in der stillen Einöde der Felsen wird sich ein mächtiger elektrischer Strom nach Tlaxide ergießen.

Es ist doch der Mühe wert, um solchen Preis zu arbeiten! —

Nun fangen wir an, nicht nur der temperamentvolle Stuart und ich selbst, sondern auch der stille und gemessene Ward, in hellem Jorne gegen Powell zu entflammen. Das Haus ist fertig, das Dach fertig, Fenster und Türen sind eingebaut, alles steht bereit, um die Maschinen aufzunehmen — und Powell weigert sich, seine Zustimmung zu deren An- kaufe zu geben. Immer die alte Begründung: erst will er Gewißheit haben, daß wir wirklich auf abbauwürdiges Erz stoßen, erst will er die Proben sehen, und dann kann an- geschafft werden. Wir machen ihn darauf aufmerksam, daß mindestens sechs Monate verloren gehen, wenn wir auf Erz stoßen und nichtstehend auf die Einrichtung des maschinellen Betriebes zu warten haben; er erwidert, das sei zwar nicht gerade angenehm, aber es sei die größere Sicherheit wohl wert; wir wenden ein, daß wir dann alle drei, die wir doch so gerne vorwärts wollen, zu einem halben Jahre elendester Unproduktivität verurteilt würden, worauf er wieder, daß das unsere Sache sei; wir wären viel zu viele tätige Teilhaber

weisbar. Unter ihren Bestandteilen treten besonders vier schäd- liche hervor, nämlich drei Zuckerstoffe: Mannit, Rohrzucker und Traubenzucker, und als vierter Stoff das Glykorrhizin, das kein Zucker ist. Seiner chemischen Zugehörigkeit nach ist das Glykorrhizin, wie der Moskoder Pharmakologe Prof. Robert gezeigt hat, ein sog. Saponin, d. h. ein Körper, der mit Wasser ver- mischt, wie Seife zu schäumen beginnt. Derartige Saponine sind in der Pflanzentwelt recht häufig. Prof. Robert regt nun an, diese wert- volle Droge in der Industrie und im Haushalte stärker zu ge- brauchen, wie dies schon in anderen Ländern üblich ist. So werden die russischen Marmeladen, die vollmundiger und wohlschmeckender sind als die deutschen, mit Süßholzwurzel versehen. Es ist sehr wohl denkbar, daß der sehr volle Geschmack der russischen Marmeladen von dem Glykorrhizin des Süßholzes herrührt. Auch das englische Porterbier (double stout, brown stout) ist ein Weßhandelsartikel, dem das deutsche Präparat an Wohlgeschmack nicht gleichkommt, da ebenfalls bei dem englischen Fabrikat Süßholzwurzel zugesetzt wird, der aus dem Kaukasus stammt. Weiter wird auch der amerikanische Kautabak, das beliebteste Genussmittel der Seefahrer, mit Süßholz vermischt. Ganz große Mengen im Werte von sieben Millionen Mark jährlich dienen diesem Zwecke. Schließlich erinnert der Forscher an ein in ganz Südfrankreich er- hältliches Pulver, Caco, das auch aus mit Anisöl parfümiertem Süßholz besteht. Es liefert, mit Wasser vermischt, ein wohlchmeckendes, durstlösendes Getränk. Schließlich könnte man in chemischen Fabriken das Glykorrhizin rein herstellen und in den Handel bringen. Es schmeckt noch bei 20 000 facher Verdünnung nachhaltig süß und wäre geeignet, als Zusatz zu Marmelade und Fruchtäften und als Verfüßungsmittel der Speisen für Zuckerkrante und Fettliche statt des wenig angenehmen schmeckenden Saccharins wertvolle Dienste zu leisten.

Todesursachen.

Die häufigste Todesursache bei Säuglingen ist bekanntlich der Magen-Darmlarich oder Wrechdurchfall. Bei den Kindern vom 1.—15. Lebensjahr war in den Jahren 1906—1910 25 Proz. eine ansteckende Krankheit: Diphtherie, Scharlach, Masern oder Keuchhusten die Todesursache; die Zahl der Tuberkulose-Todesfälle hat von Jahr zu Jahr stetig abgenommen. Etwas der dritte Teil der Todesfälle war durch eine Krankheit der Atmungs- oder Verdauungsorgane verursacht. Das Leben der Kinder in diesem Alter wird am meisten durch eine Lungenerkrankung bedroht. Im Lebensalter von 15—20 Jahren war die weitans bedeutsamste Todesursache die Tuberkulose, namentlich die Lungentuberkulose und zwar für die weiblichen Personen nicht unerheblich mehr als für männliche. Von je 1000 in diesem Alter gestorbenen Personen starben an Lungentuberkulose 375 Männer, aber 489 Frauen. Eine große Bedeutung als Todesursache haben in diesem Lebensalter, namentlich bei männlichen Personen, die Verletzungen und die gewalttätig herbeigeführten Todesfälle. Die Tuberkulose ist auch in der Altersklasse von 30—60 Jahren die weitans bedeutsamste Todesursache. In zweiter Reihe waren Lungenerkrankungen nebst anderen Krankheiten der Atmungsorgane, in dritter Reihe Krankheiten der Kreislauforgane die häufigste Todes- ursache in dieser Altersklasse, letztere bei Frauen mehr als bei Männern. Krebs und andere Neubildungen führten bei fast dem ganzen letzten Teil, bei Frauen sogar bei fast 15 Proz. zum Tod. Dann war eine häufige Todesursache der Gehirnschlag. Verletzungen durch Verunfallungen sowie Selbstmord spielen auch bei dieser Altersklasse eine große Rolle. Was die Sterblichkeit der über 60 Jahre alten Personen anlangt, so sind nach den vorliegenden Ausweisen 30,3 Proz. aller Männer und 38 Proz. aller Frauen an Altersschwäche gestorben. Bei den Erwachsenen hat im Vergleich mit früheren Jahren die Sterblichkeit an Tuberkulose und Typhus abgenommen. Zugewonnen haben dagegen die Todesfälle an Blind- darmentzündung, Krebs und Selbstmord.

Notizen.

— **Theaterchronik.** Die für Dienstag, den 1. Juni, im Lustspielhaus angelegt gewesene Erstaufführung des Schwanks „Herzschätzlicher Diener wird gesucht“ ist verschoben worden. Die ausgegebenen Billets verlieren ihre Gültigkeit und werden durch neue Eintrittskarten ersetzt.

— **Verbot der „Versunkenen Glocke“.** Die Sonntag- aufführung der „Versunkenen Glocke“ von Gerhart Hauptmann im Hallischen Freilicht-Theater wurde eine halbe Stunde vor Beginn polizeilich verhindert mit der Begründung, ein feind- licher Ausländer nähme als Darsteller daran teil. Bemerkenswert ist, daß der betreffende Schauspieler seit mehr als 25 Jahren in Deutschland als deutscher Schauspieler wirkt und als Mitglied des Stadttheaters Halle a. S. dort in der vergangenen Spielzeit in großen Rollen unbedeutend vom Publikum, von der Presse und von den Behörden aufgetreten ist, trotzdem jedermann seine Staats- angehörigkeit kannte. Auch im Freilicht-Theater habe er bereits dreimal den Ridelmann verkörpert. Geschädigt werden durch die Maßnahme nur die Mitglieder des Freilicht-Theaters, das in wirt- schaftlicher Hinsicht ein Akt sozialer Selbsthilfe der Künstler ist.

— eine Spitze gegen mich persönlich —, so daß eben teilweise Untätigkeit des einzelnen die Folge sei.

Es ist eine jämmerliche Polemik, aber nichts daran zu ändern; er hat sich ja, wie er es nannte, das Recht der Minorität gewahrt. Wer hätte es aber damals ahnen können, daß er diesen guten Rechtes so böse walten würde, um damit den ganzen Betrieb zum Stillstand zu zwingen.

Wie heftig zankt Powell auch über den Hausbau! Wir hatten ihm natürlich nichts davon gesagt, indem wir die ge- samten Ausgaben für Maurerarbeiten, Stalklieferungen, Eisen- ankäufe usw. ein wenig jesuitisch als unabhängige Posten betrachteten, die einzeln wohl unter der ihm rezerbierten Grenze blieben, in der Gesamtheit aber natürlich viel mehr ausmachten. Ach, der Mann hat kein Gefühl dafür, was wir hier wollen, leisten! Er sollte sich den neuen Gebäudekomplex ansehen, der fast organisch wie eine notwendige Weiterbildung aus dem alten herausgewachsen ist. Wir sind alle drei so stolz auf das Haus; die Verbindung von Altem und Neuem, durch das Zweckmäßige zur Harmonie gebracht, befriedigt ungewollt auch das ästhetische Bedürfnis. Es ist vielleicht ein wenig Autoreneitelkeit dabei — aber ich besche mir immer wieder mein Werk von allen Seiten, vom unteren, vom oberen Tale, von den Abhängen der Berge. Ein vollkommenes Bild; nur fehlen die schönen, mächtigen Eichenbäume, die hierzulande jedes stolze Bauwerk mit ihrem satten Grün umrahmen.

Unnige Dankbarkeit besetzt mich dabei auch meinen kasti- lianischen Vorgängern gegenüber; sie haben mich eines gelehrt, das uns Ingenieuren so arge Schwierigkeiten bereitet, nämlich technische Schöpfungen nicht in die Umgebung hinein zu fließen, sondern hinein zu pflanzen. So ist unser Minenhause kein amerikanisches Industrieobjekt, das in der südwestlichen Wüste rasch aufgestellt wurde, sondern ein mächtiges Steingefüge, das sich trotzig und ebenbürtig zwi- schen den erhabenen Felswänden des Tales erhebt. Ohne vieles Theoretisieren wußten die Spanier instinktiv das Rich- tige zu treffen, und uns war es leicht gewesen, auf diesem Grunde das Neue nach unseren Bedürfnissen richtig weiterzu- bilden. Es ist gelungen — aber Undank ist unser Lohn.

Lassen wir Powell! Wenn die Maria Carmen erst Silber aus ihrem Schoße gibt, wenn wir erst verdienen, wenn vor allen Dingen mehr Kapital erhoben werden muß und damit neue Teilhaber eintreten, dann ist es mit seinem allzu starken Rechte der Minorität vorbei.

(Fortf. folgt.)